

Franzobel: „Einsteins Hirn“

Genie in Sülze

Von Katharina Teutsch

30.03.2023

1955 reißt sich der diensthabende Pathologe Thomas Harvey im Spital von Princeton Einsteins Gehirn unter den Nagel. Er handelt ohne Auftrag und verbringt fortan sein Leben mit einer Reliquie, von der sich die Weltgemeinschaft Einsichten in das Wesen des Genies erhofft. Nur liefert Harvey in vierzig Jahren kein einziges Forschungsergebnis. Der österreichische Romancier Franzobel hat aus dieser wahren Begebenheit eine hochkomische Roadnovel gemacht.

Thomas Stoltz Harveys Leben klingt schon in der Realität wie ausgedacht. Ein nichtssagender Pathologe, der jahrzehntelang Einsteins Gehirn durch Amerika schleppte. Kein Wunder, dass da ein Rhapsode wie Franzobel Veitstänze der ergänzenden Fantasie aufführt. Er hat aus einer unglaublichen Geschichte einen unglaublichen Roman gemacht. Und zwar auf der Grundlage folgender Begebenheit: 1955 entnimmt der in Princeton angestellte Pathologe dem gerade dort verstorbenen Albert Einstein das Hirn. Wäre doch schade, wenn man den möglichen Sitz der Genialität einfach einäschern würde.

„Dieses Hirn hatte jahrzehntelang über das Licht nachgedacht, ohne jemals mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Nun war es soweit, der Pathologe zog das Häutchen ab, das alles bedeckte, und Lichtphotone stürzten sich auf Einsteins gallertartige Denkermasse.“

Seelenverwandte voll innerer Tragik

Hernach wird sie in Streifen geschnitten, teilweise plastiniert und ansonsten gewürfelt in ein Einweckglas mit Formaldehydlake gegeben. Harvey bewacht den Hirnsalat wie Zwerg Alberich den Nibelungenschatz. Er sollte sich über vierzig Jahre im privaten Besitz des Pathologen befinden. Der hatte einen Narren an Einstein gefressen, weil er in dem Physiker einen Seelenverwandten voll innerer Tragik ausmachte.

„Manche hielten ihn für den lieben Gott persönlich, für andere war er ein ausgemachter Schwindler. Aber die Welt mochte diese Mischung aus Charlie Chaplin und Pablo Picasso, die für Frieden und Abrüstung eintrat. Nur wenige ahnten seine Tragik, wussten von den neuen Erkenntnissen, die er ständig ankündigte, und die sich dann zuverlässig als Luftschlösser erwiesen. Da glich er einem Stummfilmstar, der den Sprung zum Tonfilm

Franzobel

„Einsteins Hirn“

Zsolnay Verlag, Wien

543 Seiten

28 Euro

verpasst hatte, nur war sein Tonfilm die Quantenphysik. Und dem Pathologen des Spitals in Princeton kam das Vorrecht zu, die leibliche Hülle dieses Genies öffnen zu dürfen.“

Harvey, dessen Familie der Glaubensgemeinschaft der Quäker angehörte, war mit Sätzen wie „Benütz dein Hirn“ aufgewachsen. Im Buch heißt es dann, „das Hirn hatte ihn benutzt“. In Gegenwart des Pathologen beginnt es nämlich zu plaudern und seinen Besitzer herauszufordern. Als personal Hirntrainer, später in Harveys Leben auch als eine Art Lebenspartner, der ihm anders als seine drei Ehefrauen sowie die dazugehörenden Kinder nie abhandenkommen sollte.

„Dieser Gewebeklumpen war seine Chance, dem Durchschnittsleben zu entfliehen.“

In den Gesprächen mit dem Hirn geht es im Wesentlichen um Gottesbeweise und manchmal auch um Gottlosigkeiten. Ein Besuch im Bordell endet desaströs mit dem Wahnsinn einer Prostituierten, die zu tief ins Glas geschaut hatte. Da scheint die Suche nach Gott vielversprechender. Harvey versucht, dem Atheisten Einstein den Glauben nahe zu bringen. Dafür schleppt er das Einweckglas von einer Glaubensgemeinschaft zur nächsten, was albern klingt, bei Franzobel aber brüllend komisch ist.

Zeitreise durch das 20. Jahrhundert

In New York, wo sich Harvey der groß in Mode geratenen Psychoanalyse unterzieht, trifft er auf einen Schtetl-Juden.

„Haben eine Meise locker. Stellen fest, dass die Frau Mama eine Allergie auf Katzen hatte und der Herr Papa der Nachbarin hinterher war. Und das machen sie dann fir alles verantwortlich.“

„Fünzig Dollar hat er mir abgeknöpft.“

„Sehen Sie. Wären Sie gleich gekommen zu Mendel Zeligman, hätten Sie erfahren, das ist ein Dibbuk.“

„Ein was?“

„Dibbuk ist a Ruach tezazin, a Geist von einem Toten, der keine Ruhe finden mog. Ein Dämon, wo dazu verdammt ist, immer in die Vergangenheit zu schauen.“

„Das Hirn soll so ein Dibbuk sein?“

„Sicher. Ein Parasit, der Seelen auffrisst.“

„Und was macht man da?“

„Sowas ist nicht kosher. Haben Se Mazel, dass Se haben getroffen einen Mendel Zeligman, was hat Stoffhandlung in der Zweiundsiebzigsten, wo es gibt besten Damast aus Damaskus, Kattun aus ...“

„Was man da macht, habe ich gefragt“, unterbrach Harvey ungeduldig.

„Muss man austreiben lassen von einem Rabbi.““

Franzobel reiht aber nicht einfach nur einen Gag an den nächsten. Er bietet seinen Lesern eine Zeitreise durchs amerikanische zwanzigste Jahrhundert. Das Hirn schaut die Mondlandung im Fernsehen. Es feiert zwischen ekstatischen Hippies in Woodstock, wo es beinahe als magic mushroom verspeist wird. Es gerät Ende der Sechziger auf eine Kundgebung der Bürgerrechtsbewegung, wo Harvey versehentlich eine surrealistische Rede hält, und im New York der Achtziger in eine Kunstgalerie voller exzentrischer Anhänger des kunstreligiösen Nonsens. Getarnt in einem Glas mit Schweinskopfsülze gelangt Einsteins

Hirn sogar nach Moskau. Eine russische Geliebte soll Einstein einst eine Formel entwendet haben. Harvey holt sie sich. Jahre später sitzt der Hirnschelm als Klimaaktivist in einer Talkshow von Oprah Winfrey. Das alles könnte ordentlich nerven, wenn Franzobel nicht wie ein genialischer DJ mit seinen zeitgeschichtlichen Samples herumwirbeln würde.

Doch nicht nur das Hirn erlebt pikareske Abenteuer. Auch sein Besitzer Harvey tut es. Dieser Teil der Geschichte ist nicht minder verrückt. Denn der berühmte Pathologe lieferte kein einziges Forschungsergebnis ab. Er schlug sich in den vielen Jahrzehnten, in denen er Besitzer des Hirns war, als Altenpfleger, Parkplatzaufseher, dann auch wieder als Anstalts-, Gefängnis-, und Armenarzt durch. Am Schluss verliert er seine Approbation, lebt in einem Trailerpark und findet Anstellung in einer Kunststofffabrik. Hochbetagt erst trennt sich Harvey von seinem Schatz, der seither Eigentum verschiedener amerikanischer Museen ist. Freilich zerstückelt und dezentriert. Reden können, wird das Hirn so wahrscheinlich nicht mehr.